



2020

HANDWERKSBERUFE IN DEUTSCHLAND ZWISCHEN TRADITION UND INNOVATION

Impressum:

© 2019

Goethe-Institut e. V.

Bereich Sprache und Bildungspolitik

Oskar-von-Miller-Ring 18

80333 München

www.goethe.de

Konzeption und Redaktion: Sabine Erlenwein und Petra Thurnhofer, Goethe-Institut

Textredaktion: Katja Hanke, Berlin

Bildredaktion: Petra Thurnhofer, Goethe-Institut

Gestaltung und Satz: h3a Andreas Hubert Mediendesign

Druck: WALTER Medien GmbH, Brackenheim

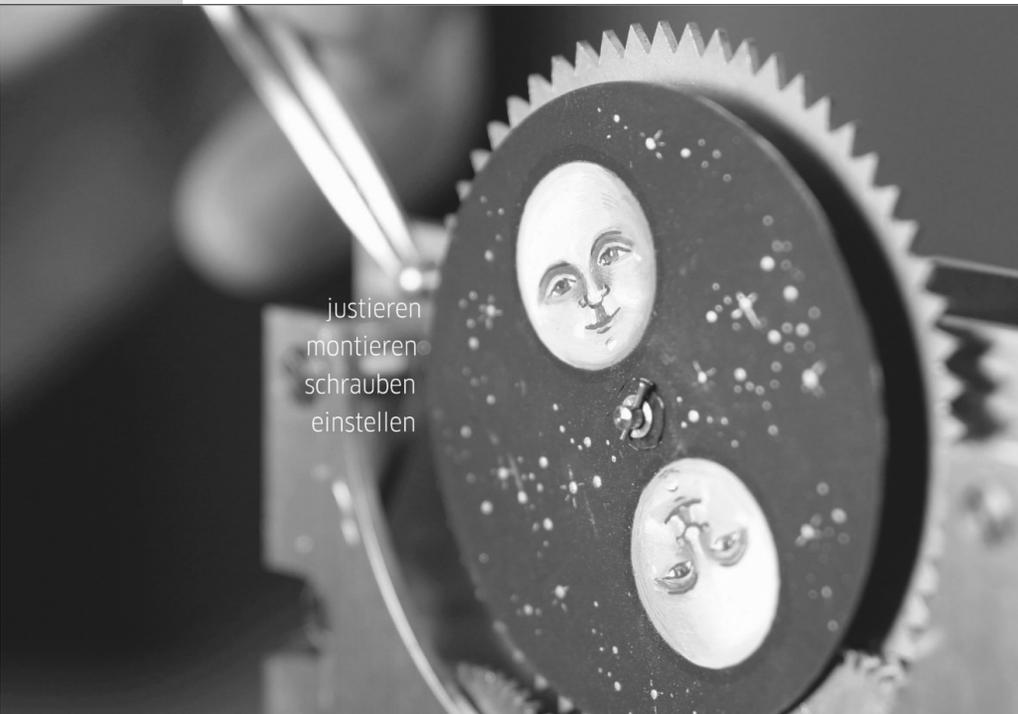
Unterrichtsmaterial:

www.goethe.de/kalender-didaktisierungen

Kalenderbild: © Adobe Stock, Yevhen

UHRMACHER*IN

justieren
montieren
schrauben
einstellen



Personen in dem Beruf	circa 7.700
Anzahl der Uhrmacherbetriebe	circa 2.560
Welche Betriebe bilden aus?	Reparaturwerkstätten, Uhrenhersteller
Männer/Frauen in dem Beruf	ausgewogen
Ausbildungsweg	drei Jahre; die Ausbildung deckt die Arbeit mit Uhren als Handwerk, aber auch die industrielle Herstellung ab
Wo arbeiten Uhrmacher*innen nach der Ausbildung?	in Reparatur- und Service- werkstätten, in Uhren- geschäften im Verkauf, bei Uhrenherstellern

RUHIGE HÄNDE UND VIEL GEDULD

Die ersten Uhrmacher waren Schlosser und Schmiede, also jene Handwerker, die Metall bearbeiten. Die erste Uhr, die man am Körper tragen konnte, wurde ungefähr im Jahr 1430 in Deutschland hergestellt. Sie sah aus wie eine kleine Dose. Solche Taschenuhren galten lange Zeit als Symbol einer hohen gesellschaftlichen Stellung. Kleinere Armbanduhren wurden erst um 1880 entwickelt. In den 1970er Jahren kamen die ersten Digitaluhren auf den Markt. Sie wurden immer populärer und die Uhrmacher*innen hatten immer weniger zu tun. Der Beruf verlor mehr und mehr an Bedeutung. Uhrmacher*innen restaurieren heute weitgehend sehr alte Uhren oder reparieren Luxusuhren. Mittlerweile gibt es so wenige Uhrmacher*innen, dass diejenigen, die die Ausbildung beenden, ohne Probleme Arbeit finden. Das Handwerk des Uhrmachers steht ganz besonders für das Zusammentreffen von traditionellem Handwerk und moderner Technologie. Denn: Uhrmacher*innen müssen genauso gut mit sehr kleinen Zahnrädchen umgehen können wie mit empfindlichen Elektronikbauteilen.



„JEDE UHR HAT IHRE EIGENEN PROBLEMCHEN“

Der Uhrmachermeister Daniel Stupp ist 31 Jahre alt und arbeitet seit zehn Jahren im Unternehmen seiner Familie in Köln. Uhren Stupp wurde 1958 vom Großvater gegründet. Daniel Stupp ist somit Uhrmacher in der dritten Generation.

Herr Stupp, Sie kommen aus einer Uhrmacherfamilie. War schon immer klar, dass Sie auch Uhrmacher werden?

Ja, für mich schon, obwohl meine Familie gar nicht erwartet hat, dass ich auch Uhrmacher werde. Da ich aber mit diesem Handwerk aufgewachsen bin, wusste ich schon früh, dass ich diesen Beruf erlernen wollte. Ich bin einer von drei Söhnen. Die anderen zwei machen etwas komplett anderes.

Wie geht es dem Beruf Uhrmacher*in momentan?

Dieser Beruf ist mittlerweile sehr selten. Auszubildende werden überall gesucht. Vor allem große Werkstätten haben zu wenige Mitarbeiter. Der Beruf des Uhrmachers



wird leider fast gar nicht beworben. Welcher Jugendliche kommt von allein auf die Idee, Uhrmacher*in zu werden? Fast keiner. In den Städten gibt es auch kaum noch Uhrmacher*innen, in Köln sind es zum Beispiel nur noch drei oder vier.

Worauf ist Ihr Familienunternehmen spezialisiert?

Wir reparieren vor allem Kleinuhren, aber auch antike Großuhren. Ich arbeite mit alten Taschenuhren und hochwertigen Armbanduhren. Letztere mache ich am meisten. Alle fünf bis sieben Jahre müssen diese sehr teuren mechanischen Armbanduhren kontrolliert werden. Dann zerlege ich sie komplett in ihre Einzelteile, reinige jedes einzelne Teil und tausche abgenutzte Teile aus.

Worauf müssen Sie bei Ihrer Arbeit besonders achten?

Vor allem darauf, dass mir keines von den kleinen Teilchen herunterfällt. Außerdem braucht man als Uhrmacher*in viel Geduld, sehr ruhige Hände und eine hohe Konzentration.

Was mögen Sie besonders an Ihrem Beruf?

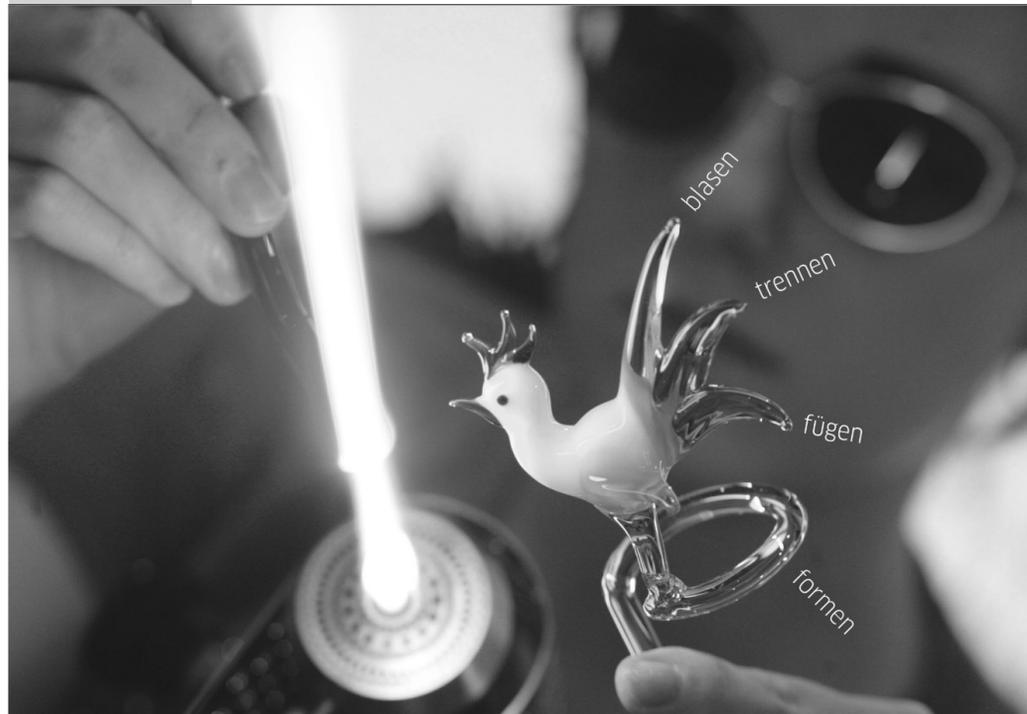
Den Kontakt zu den Kunden und die Abwechslung. Ich weiß vorher nie, was die Leute für eine Uhr bringen. Jede Uhr hat ihre eigenen „Problemchen“. Das finde ich interessant. Wenn man in der Industrie arbeitet, hat man immer mit den gleichen Uhren zu tun. Außerdem finde ich toll, dass ich einen Beruf habe, den kaum noch jemand macht. Wenn ich in einer Runde erzähle, was ich bin, fragen die Leute: Was macht man da eigentlich? Viele wissen zum Beispiel nicht, dass Uhrmacher*innen in einem Handwerksbetrieb keine Uhren herstellen. Das macht man in der Industrie. Wir reparieren sie nur. Allerdings keine Smartwatches. Denn das sind ja keine Uhren, sondern kleine Computer.



Weltbekannt und bei ausländischen Touristen sehr beliebt ist die typisch deutsche **KUCKUCKSUHR**. Sie ist aus Holz, meist reichlich verziert und hat oft die Form eines Häuschens. Unter dem Schrägdach öffnet sich zu jeder vollen Stunde ein Türchen, dann kommt ein kleiner Vogel aus Holz heraus und ruft zum Gong der Uhr „Kuckuck“ – so viele Male, wie es Stunden schlägt. Kuckucksuhren werden traditionell im Schwarzwald hergestellt, und das bereits seit 400 Jahren.



GLASBLÄSER*IN



„VOR 30 JAHREN HABEN WIR UNSERE WAREN NOCH EXPORTIERT.“

Wolfgang Metz ist seit über 40 Jahren Glasbläser im Thüringer Wald, einer Region, wo Glasherstellung eine lange Tradition hat. Sein Handwerk kombiniert er mit einer Schauwerkstatt und einem großen Laden für unterschiedliche Glasprodukte.

Herr Metz, in Ihrem Laden und im Onlineshop bieten Sie viele unterschiedliche Glasprodukte an. Was produzieren Sie selbst?

Wir stellen ungefähr 400 Produkte selbst her, vor allem schöne Gegenstände für die Wohnung mit einer praktischen Seite, zum Beispiel Obstfliegenfallen, also Gläser, mit denen man kleine Fliegen fangen kann. Davon haben wir sehr viele verschiedene Formen und Farben. Die verkaufen sich sehr gut. Genauso wie die Trinkröhrchen aus Glas. Seitdem Trinkröhrchen aus Plastik wegen des Umweltschutzes so unbeliebt geworden sind, sind die aus Glas wieder populär. Außerdem arbeite ich gerade an Whiskygläsern, die ein junges Unternehmen bestellt hat. Davon stelle ich ein paar Hundert her. Für die Industrie ist diese Menge zu klein. Dort fängt man erst ab 15.000 Stück an.

Ihre Werkstatt ist eine Schauwerkstatt. Das bedeutet, dass Besucher Ihnen bei der Arbeit zuschauen können. Warum machen Sie das?

Unsere Kund*innen können jeden Arbeitsschritt sehen, wir haben immer Zuschauer*innen in der Werkstatt. So können sie sehen, wie lange es dauert, solch ein Produkt herzustellen. Dann akzeptieren sie unsere Preise und sind eher bereit, etwas zu kaufen. Das ist wichtig, da wir in Konkurrenz mit Glasbläser*innen in Ländern stehen, die sehr billig produzieren können, wie zum Beispiel Vietnam.

Was hat sich in den letzten 20 Jahren in Ihrem Beruf geändert?

Man verdient als Glasbläser*in weniger als in anderen Berufen. Vor 30 Jahren haben wir unsere Waren noch exportiert. Heute stellt man in Ländern wie Vietnam die gleichen Dinge für die Hälfte des Preises her. Ich liebe den Beruf aber immer noch. Es ist schön, zu sehen, wenn sich die Leute über unsere Produkte freuen. Das macht mich glücklich und dann ist es nicht ganz so schlimm, dass wir nur wenig verdienen.

Was mögen Sie außerdem an dem Beruf?

Ich mag die kreative Seite. Wir arbeiten zwar auch oft nach Bestellungen, aber wir denken uns auch immer wieder neue Sachen aus. Das könnte ich in der Industrie



nicht. Außerdem arbeite ich gern mit den Händen. Und da wir einen engen Kontakt zu unseren Kund*innen haben, führe ich oft Gruppen herum, erkläre unsere Arbeit oder halte auch Vorträge. Ich mache keinen Tag dasselbe.

Wie sehen Sie die Zukunft Ihres Berufes?

Die Werkstätten im gestalterischen Bereich werden in Deutschland immer weniger. Es gibt auch immer weniger Auszubildende. Aber es wird trotzdem immer einige geben, die wie wir gleichzeitig eine Schauwerkstatt haben und außerdem auch Produkte anderer Glasbläser verkaufen.

Anzahl der Personen	792 (inklusive der Glasapparatebauer)
Anzahl der Glasbläsereien	177 (inklusive der Glasapparatebaubetriebe)
Welche Betriebe bilden aus?	Glasbläserwerkstätten
Männer/Frauen in dem Beruf	Es gibt kaum Frauen im Glasbläserberuf.
Ausbildungsweg	drei Jahre; im dritten Ausbildungsjahr entscheidet man sich für eine von drei Fachrichtungen: Glasgestaltung (Gläser, Vasen, Schalen, Figuren aus Glas), Christbaumschmuck oder Kunstaugen (Augen aus Glas)

Wo arbeiten Glasbläser*innen nach der Ausbildung?
in kleinen Glasbläserwerkstätten, in Betrieben der Glas verarbeitenden Industrie, in chemischen Labors

Einige Orte, die für Glasarbeiten bekannt sind:
Lauscha, Thüringen
Neuhaus, Thüringen
Neustadt a.d.Waldnaab, Bayern
Zwiesel, Bayern
Wolfach, Baden-Württemberg

GLAS MIT LUFT UND HITZE FORMEN

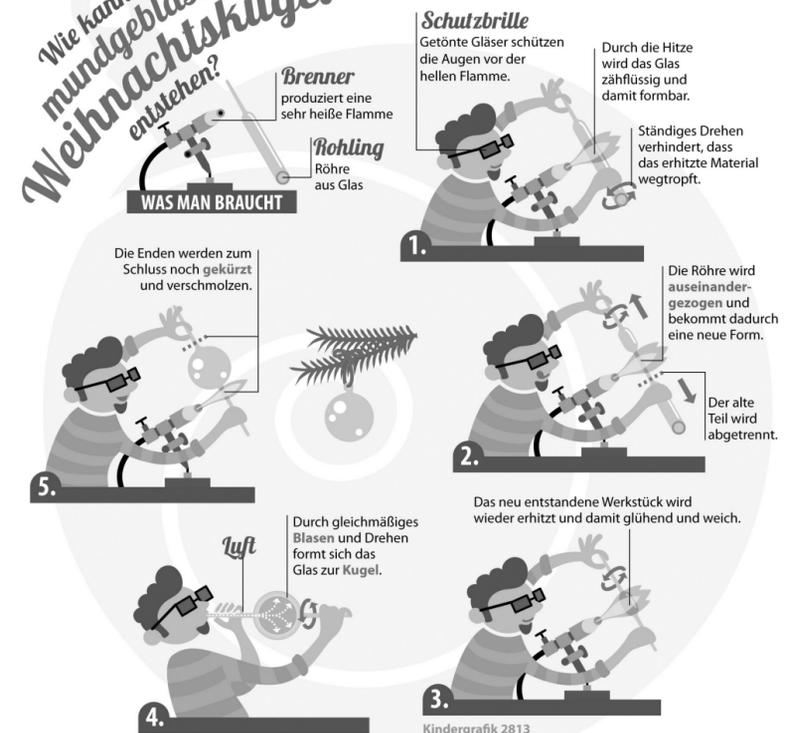
Schon vor 5.500 Jahren wurden auf dem Gebiet des Irak und Syriens Gefäße und Schmuckstücke aus Glas hergestellt. 2.000 Jahre später entwickelte sich das Glashandwerk auch noch in Griechenland, Ägypten und China. Damals konnte man das heiße Glas aber nur formen. Erst viel später wurde die Glasmacherpfeife erfunden. Mit ihr konnte man Glas auch in dünne Formen blasen. Vor rund 1.700 Jahren konnten so die ersten Trinkgläser hergestellt werden.

Die erste europäische Glasmetropole war Venedig, wo man vor rund 700 Jahren begann, Glas zu bearbeiten. Einige Jahrhunderte lang war die Stadt für besonders reines Glas und eine besonders schöne Glaskunst bekannt. In Deutschland gibt es in Thüringen, im Schwarzwald und im Bayrischen Wald eine lange Tradition des Glashandwerks. Heute stellen Glasbläser*innen vor allem kleine Glasprodukte her: Gläser, Schalen, Vasen oder dekorative Gegenstände – also Dinge, die einfach nur schön aussehen. Glasbläser*innen arbeiten an einem offenen Gasbrenner und sind dabei auch als Künstler*innen kreativ. Denn viele entwickeln ihre Waren selbst: von der Idee bis zum fertigen Produkt. Der Beruf ist mittlerweile selten geworden. Nur noch sehr wenige Jugendliche lassen sich im Glasbläserhandwerk ausbilden.

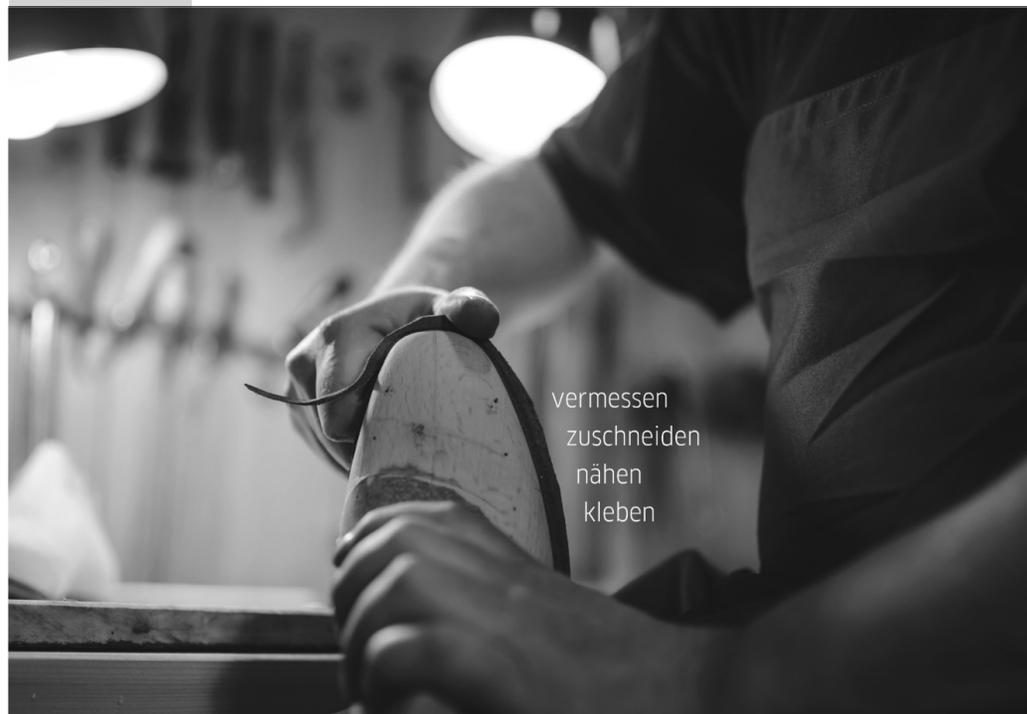
GLASMACHERPFEIFEN sind etwa 1,20 bis 1,60 Meter lange Rohre, die an einem Ende – ähnlich wie eine Flöte – ein Mundstück haben. Der Glasbläser/die Glasbläserin nimmt mit dem anderen Ende der Pfeife eine kleine Menge flüssiges, heißes Glas auf und dreht es zunächst hin und her. Anschließend bläst er/sie in die Pfeife und das Glas wird innen mit Luft gefüllt. Dann wird das Glas am Brenner wieder heiß gemacht und weiter in Form geblasen – so lange, bis es die gewünschte Form hat.



Wie kann eine mundgeblasene Weihnachtskugel entstehen?



MASSSCHUHMACHER*IN



vermessen
zuschneiden
nähen
kleben



DAS MÄRCHEN ASCHENPUTTEL - EINE KURZFASSUNG

Ein Mädchen lebt mit seinem Vater, der Stiefmutter und zwei Stiefschwestern in einem Haus. Ihre eigene Mutter ist gestorben und der Vater hat wieder geheiratet. Doch die neue Mutter und deren Töchter behandeln das Mädchen schlecht. Es muss die dreckige Hausarbeit machen und in der Küche neben dem Herd und der Asche schlafen. Deshalb wurde es Aschenputtel genannt. Eines Tages veranstaltet der König ein Fest. Die Stiefmutter geht mit ihren zwei Töchtern hin, denn sie hofft, dass eine ihrer Töchter dort den Sohn des Königs, den Prinzen, kennenlernt.

Bevor sie zum Fest gehen, geben sie Aschenputtel eine Aufgabe: Sie soll bis zum Abend eine große Schüssel voller Linsen sortieren und die guten von den schlechten trennen. Allein würde sie das nie schaffen. Da kommen zwei Tauben, um ihr zu helfen. Aschenputtel freut sich über die Hilfe und sagt zu den Tauben: „Die schlechten ins Kröpfchen, die guten ins Töpfchen.“ So ist die Arbeit schnell getan und Aschenputtel hat Zeit, auch auf das Fest zu gehen. Durch ein Wunder bekommt sie ein wunderschönes Kleid, goldene Schuhe und eine große Kutsche, in der sie zum Schloss fährt. Sie muss aber vor Mitternacht wieder zu Hause sein. Sie sieht so schön aus, dass der Prinz denkt, sie sei eine fremde Prinzessin. Er tanzt mit ihr und verliebt sich in sie. Da Aschenputtel beim Tanzen die Zeit vergessen hat, muss sie das Fest kurz vor Mitternacht sehr schnell verlassen. Dabei verliert sie einen ihrer goldenen Schuhe. Der Prinz findet ihn. In den nächsten Tagen und Wochen sucht er in allen Familien nach dem Mädchen, dem dieser goldene Schuh passt. Dieses Mädchen möchte er heiraten.

Er kommt auch zum Haus von Aschenputtel. Doch die böse Stiefmutter stellt dem Prinzen nur ihre zwei Töchter vor. Der Schuh ist ihnen zu klein. Also schneidet sie sich jede von ihnen einen Zeh ab, um in den Schuh zu passen. Doch die Tauben sehen den Betrug und rufen: „Ruckedig, Blut ist im Schuh. Der Schuh ist zu klein, die Braut sitzt noch daheim.“ Da fragt der Prinz, ob es in dem Haus noch ein anderes Mädchen gibt. Aschenputtel wird geholt. Ihr passt der goldene Schuh und der Prinz heiratet sie. Nun ist sie kein Aschenputtel mehr, sondern eine Prinzessin.

Anzahl der Personen	circa 4.500
Anzahl der Schuhmacherbetriebe	circa 2.160
Welche Betriebe bilden aus?	Maßschuhmachereien, Theater, Schuhreparaturdienste
Männer/Frauen in dem Beruf	immer noch überwiegend Männer, doch in den letzten zehn Jahren vermehrt Frauen
Ausbildungsweg	drei Jahre
Wo arbeiten Schuhmacher*innen nach der Ausbildung?	Maßschuhmacherei, Reparaturschuhmacherei, Theater

BEQUEMES UND SCHÖNES FÜR DIE FÜSSE

Ein Schuhmacher wird auf Deutsch auch Schuster genannt. Bis vor rund 200 Jahren wurden alle Schuhe noch per Hand hergestellt. Als Maschinen diese Arbeit übernahmen und schnell und billig große Mengen an Schuhen produzierten, wurden die Schuhmacher immer weiter verdrängt. Lange Zeit haben sie ihr Geld vor allem damit verdient, Schuhe zu reparieren. Noch vor 30 oder 40 Jahren war eine der Haupttätigkeiten von Schuhmachern, an Lederschuh die Sohlen, also die unteren Flächen der Schuhe, zu erneuern. Da Schuhe aber ständig billiger wurden, fiel auch diese Arbeit langsam weg. Denn: Es ist meist günstiger, neue Schuhe zu kaufen, als sie reparieren zu lassen. Außerdem hat sich die Bedeutung von Schuhen geändert: von einem Gebrauchs- zu einem Modeprodukt. Schuhe müssen nicht mehr bequem und von hoher Qualität sein, sondern vor allem gut aussehen. Außerdem sind die meisten Schuhe nicht mehr aus Leder, sondern aus Kunststoff. Doch: Wenn ein teures Paar Schuhe abgelaufen ist, dann sind Maßschuhmacher*innen noch gefragt. Oder wenn eine Person Maßschuhe haben möchte, das heißt Schuhe, die speziell für die Füße dieser Person hergestellt und nach ihren individuellen Wünschen gestaltet werden.

„DIE NACHFRAGE NACH MASSSCHUHEN STEIGT.“

Anna Rakemann hat lange gebraucht, den richtigen Beruf für sich zu finden: Maßschuhmacherin. In ihrer kleinen Werkstatt in Berlin stellt die 41-Jährige Maßschuhe aus Leder her.

Frau Rakemann, wie sind Sie darauf gekommen, Maßschuhmacherin zu werden?

Das war ein langer Weg. Ich habe die Ausbildung erst mit 26 Jahren angefangen. Davor hatte ich studiert, einige Praktika und eine Ausbildung in Public Relations gemacht, in einer Eventagentur gearbeitet und dann gemerkt: Ich will mit den Händen arbeiten. Aber was? Als Kind hatte ich große Probleme mit den Füßen und brauchte spezielle Schuhe. Die waren immer schrecklich hässlich. Also hatte ich folgenden Gedanken: Man muss doch auch Schuhe herstellen können, die gut für die Füße sind und gleichzeitig gut aussehen. Das wollte ich gern probieren und so wurde ich Maßschuhmacherin.

Haben Sie diese Entscheidung bereut?

Nein, überhaupt nicht. Es ist ein toller Beruf. Nur die wenigsten Menschen wissen ja, was alles in so einem Schuh steckt. Ich wusste das auch nicht. Nach jedem Schuh, den ich mache, fallen mir Dinge auf, die ich hätte besser machen können - kleine Dinge nur, die wahrscheinlich nur ich sehe. Ich habe großen Respekt vor

dem Handwerk bekommen und arbeite weiter daran, einmal den perfekten Schuh zu machen.

Wer lässt sich denn Maßschuhe machen?

Es sind ganz normale Leute: Lehrer, Anwälte, Bäcker. Meine Kund*innen sind in etwa gleich viel Frauen und Männer. Manche müssen für so ein Paar Schuhe länger sparen und verzichten dafür zum Beispiel auf den Urlaub.

Wie viel kosten Ihre Schuhe?

Das ist sehr unterschiedlich, je nach der Art der Schuhe. Die etwas günstigeren Maßschuhe kosten ungefähr ab

2.400 Euro, teurere auch ab 3.400 Euro. Ja, das ist viel Geld. Allerdings arbeite ich 80 bis 100 Stunden an einem Paar und das Material kostet zusätzlich rund 300 Euro. Ich nähe fast alle Sohlen per Hand und klebe nur selten. Jedes Paar, das ich mache, ist anders - je nachdem, was meine Kund*innen genau möchten. Sie können über viele Details selbst entscheiden, wenn sie wollen.

Was war besonders schwierig dabei, sich selbstständig zu machen?

Ich wusste nicht, was mich erwartet. Die wirtschaftliche Seite war wirklich schwierig. Viel Geld verdiene ich leider immer noch nicht. Hinzu kommt, dass ich in meinem Betrieb alles mache: Ich bin Putzfrau, Buchhalterin, Verkäuferin und Handwerkerin.

Sind Sie als Frau in der Maßschuhmacher-Branche eine Ausnahme?

Nicht mehr. Seit ungefähr zehn Jahren gibt es mehr Frauen. Ich glaube, das hängt mit dem Trend zu Maßschuhen zusammen. Die Nachfrage nach Maßschuhen steigt und viele Maßschuhmacher*innen sind mittlerweile Frauen.



KONDITOR*IN



rühren
schmelzen
überziehen füllen

Anzahl der Personen	36.097
Anzahl der Konditoreien	2.088
Welche Betriebe bilden aus?	Konditoreien, Bäckereien, große Lebensmittelhändler, Cafés, Restaurants
Männer/Frauen in dem Beruf	ungefähr genauso viele Männer wie Frauen
Ausbildungsweg	drei Jahre
Wo arbeiten Konditor*innen nach der Ausbildung?	Konditoreien, Bäckereien, Cafés, Restaurants, Back- und Süßwarenindustrie

DER SÜSSE BÄCKER



Was ein Bäcker macht, weiß jeder. Doch was macht ein Konditor? Früher hat man Konditor*innen auch Zuckerbäcker*innen genannt. Sie kümmern sich also um das Süße. Konditor*innen stellen Kuchen und Torten her, aber auch Marmelade,

Eiscreme und Pralinen. Bekannt sind Konditor*innen vor allem für Hochzeitstorten. Die Produkte von Konditor*innen sehen meistens sehr schön aus. Das macht sie auch ein wenig zu Künstlern. Einige Konditor*innen sind auch Bäcker*innen und umgekehrt. In jedem Fall war der Beruf des Bäckers/der Bäckerin zuerst da. Die ersten Bäcker*innen haben vor rund 6.000 Jahren im alten Ägypten gelebt. Auf deutschem Gebiet ist die Kunst des Brotbackens erst seit rund 600 Jahren bekannt. Einige Bäcker*innen verfeinerten ihr Brot bald mit Honig, Zucker, Früchten und Gewürzen. Aus diesen Broten haben sich die bekanntesten deutschen Lebkuchen entwickelt, die man vorwiegend zur Weihnachtszeit isst. Sie sind immer noch eine Spezialität deutscher Konditor*innen. Heutzutage sind in vielen Städten Läden in Mode, die feine Schokolade und Pralinen verkaufen. Diese Produkte sind oft handgemacht und kosten sehr viel mehr als Schokolade aus dem Supermarkt.

„PRALINEN MACHEN MIR AM MEISTEN SPASS.“

Schon als Kind hat Tamara Herrmann gern mit ihrer Oma Kuchen gebacken. Nach der Schule hat sie eine Ausbildung zur Konditorin gemacht. Jetzt ist sie 23 Jahre alt und arbeitet seit vier Jahren in einer Konditorei in der Nähe von Tübingen.

Was stellen Sie in der Konditorei am meisten her?
Kuchen, Pralinen und verschiedene Schokoladentafeln. Aber wir machen noch vieles mehr. Es hängt auch sehr von der Jahreszeit ab. Im Sommer machen wir viel Erdbeerschnitten oder Rhabarberkuchen. Solche Dinge schmecken an warmen Tagen natürlich besser als Creme-

torte. Im Winter produzieren wir mehr Pralinen und um die Weihnachtszeit natürlich Weihnachtsgebäck und Lebkuchen.

Woran arbeiten Sie persönlich am liebsten?
Pralinen machen mir am meisten Spaß, weil man da fein und genau arbeiten muss. Als Konditorin ist es ja wichtig, ein Auge dafür zu haben, wie man Dinge schön gestalten und anrichten kann. Diese Fähigkeit kann ich bei Pralinen gut einsetzen. Außerdem kann ich bei der Arbeit an Pralinen sehr kreativ sein und auch mal neue Geschmacksrichtungen entwickeln.



Sie haben jeden Tag mit süßen Dingen zu tun. Essen Sie selbst überhaupt noch gern Süßes?

Ja, immer noch sehr gern. Am liebsten Schokolade und gebackene Kuchen wie Apfel- oder Johannisbeerkuchen.

Viele Kuchen und Schokoladen werden mittlerweile industriell hergestellt. Was können Sie als Konditor*innen, das die Industrie nicht kann?

Wir können spontan immer mal etwas anderes ausprobieren: eine andere Sorte Obst oder einen anderen Geschmack. Wir können unserer Kreativität freien Lauf lassen. Das wissen die Kund*innen sehr zu schätzen. Wir haben unser Standardsortiment, bieten aber auch immer etwas Neues an. In der industriellen Produktion ist man nicht so flexibel.

Um wie viel Uhr beginnt Ihr Arbeitstag?

Von Montag bis Freitag beginnen wir um 7 Uhr. Doch an Samstagen fangen wir um 6 Uhr an, da wir an diesem Tag sehr viel verkaufen. Da muss um 8 Uhr, wenn wir den Laden öffnen, alles fertig sein. Und dann müssen wir auch alles sauber machen. Viele Kund*innen kommen samstags gleich um 8 Uhr, weil sie in der Stadt einkaufen gehen. Manche kommen auch nur und holen Brötchen. Davon bieten wir auch eine kleine Auswahl an.

Wie bei vielen Konditoreien gehört zu Ihrer Konditorei ein Café. Haben Sie dort auch Kontakt zu den Kund*innen?

Manchmal helfe ich im Verkauf. Doch meistens bin ich in der Backstube, die aber gleich hinterm Café liegt. Und da ich oft fertige Waren nach draußen bringe, sehe ich die Kund*innen auch. Ich freue mich immer, wenn ich sehe, dass es ihnen schmeckt. Manchmal bekomme ich auch ein direktes Lob. Das ist schön, dann macht die Arbeit noch mehr Spaß.



SCHWARZWÄLDER KIRSCHTORTE – DIE BELIEBTESTE TORTE DEUTSCHLANDS

Für den Tortenboden:
6 Eier (Eiweiß und Eigelb trennen)
250 g Zucker
6 Esslöffel heißes Wasser
200 g Mehl
75 g Speisestärke
50 g Kakaopulver
2 Teelöffel Backpulver

Zubereitung des Tortenbodens:

Das Eigelb mit Wasser und Zucker so lange rühren, bis eine cremige Masse entstanden ist. Mehl, Stärke, Backpulver und Kakao mischen und mit einem Sieb auf die Eigelbcreme streuen. Das Eiweiß so lange schlagen, bis es steif ist, und vorsichtig unter die Eigelbcreme rühren. Eine runde Backform mit Fett und Mehl bestreichen und die Masse dort hineingeben. Bei 200 Grad im Backofen 30 bis 35 Minuten backen. Während des Backens die Temperatur langsam senken, sodass sie am Ende nur noch 150 Grad beträgt. Den Tortenboden dann auskühlen lassen.

Für die Füllung:
1 Glas Sauerkirschen
25 g Speisestärke
800 g Sahne
1 Packung Sahnesteif
1 Esslöffel Zucker
Kirschwasser zum Tränken
Schokoladenraspel zum Verzieren

Die Füllung:

Das Glas Sauerkirschen über einer Schüssel abgießen, sodass der Saft aufgefangen wird. Die Stärke in ein wenig vom kalten Kirschsafte einrühren. Den Rest des Kirschsafte aufkochen und die Stärke einrühren. Kurz aufkochen lassen und sofort vom Herd nehmen. 16 schöne Kirschen zur Seite legen, die restlichen Kirschen in die Kirschsafte Masse geben. Den Tortenboden zweimal durchschneiden, sodass man drei runde Teile des Tortenbodens hat. Auf den untersten Teil etwas Kirschwasser träufeln, dann die Kirsche Masse draufgeben. Die Sahne mit Sahnesteif und Zucker steif schlagen, dünn auf die ausgekühlte Kirsche Masse streichen und nächsten Tortenboden auflegen. Leicht andrücken. Auch auf diesen Teil Kirschwasser träufeln. Den Boden mit der Hälfte der Sahne bestreichen und den nächsten Boden aufdrücken. Von der restlichen Sahne etwa drei Esslöffel in einen Spritzbeutel füllen. Die Torte mit der restlichen Sahne rundherum bestreichen und mit dem Spritzbeutel entlang des Randes der Torte 16 kleine Spritzer setzen und jeden mit einer Kirsche belegen. Oberfläche und Rand mit Schokoraspen bestreuen.



FRISEUR*IN



„WIR MÖCHTEN JUGENDLICHEN VERMITTELN, IHRE HAARE GUT ZU BEHANDELN.“

Ein Friseursalon nur für Kinder und Jugendliche? Das gibt es nicht. Doch. Die passionierte Friseurin Ramona Daffner (30) hat ihn 2018 in München eröffnet.

Warum ist es wichtig, dass Kinder und Jugendliche ihren eigenen Friseurladen haben?

Ich führe auch ein Geschäft für Erwachsene und mir ist aufgefallen, dass Kinder und Jugendliche eher ein Zusatzgeschäft sind. Man nimmt sich nicht wirklich Zeit, sie gut zu beraten. Dabei sind sie die neue Generation, die Zukunft. Ihnen müssen wir zeigen, was unser Handwerk alles beinhaltet.

Außerdem sind die meisten von ihnen durch Instagram und die sozialen Medien sehr unsicher. Wir wollen sie unterstützen, sie beraten und gemeinsam mit ihnen ihren

Stil finden. Wir schauen uns immer die individuelle Person an und was zu ihr passt.

Was sind denn die Trends bei den Jugendlichen?

Bei den Mädchen sind es Accessoires, zum Beispiel Kopftücher, Haarbänder, Haarreifen kombiniert mit Pferdeschwanz oder Dutt. Außerdem wird gerade viel schulterlang oder noch kürzer geschnitten. Das ist die perfekte Länge. Damit kann man alles machen: einen Pferdeschwanz, einen Dutt, man kann die Haare hochstecken, aber auch glatt oder wellig tragen und vor allem kann man Accessoires damit tragen. Bei den Jungs war der Undercut lange sehr beliebt. Das bedeutet, dass die Haare an den Seiten sehr kurz und oben länger waren. Das ist jetzt vorbei. Die Haare sind jetzt wieder länger, lässiger und natürlicher.

Lassen sich viele Jugendliche auch die Haare färben?

Nein, zumindest nicht bei uns. Zuerst einmal ist es unter 16 Jahren seit drei oder vier Jahren gar nicht mehr erlaubt, zwischen 16 und 18 Jahren müssen die Eltern zustimmen. Ich habe aber keine Kund*innen, die sich die Haare färben lassen wollen. Wir würden es auch nicht machen. Denn wir arbeiten nur mit Naturprodukten und möchten den Jugendlichen vermitteln, ihre Haare gut zu behandeln. Und die Haare chemisch zu färben, ist definitiv nicht gut. Unser Ziel sind schöne Haare und eine gesunde Kopfhaut.

Was ist für Sie das Schöne am Friseurberuf?

Ich kann Menschen glücklich machen und ihnen helfen, sich gut zu fühlen und ihre Persönlichkeit herauszustellen. Das mag ich sehr. Außerdem ist der Beruf kreativ und man kann viel damit machen: Ich gebe zum Beispiel auch Workshops, habe schon im Beautybereich bei Zeitschrif-

Top 15 im Handwerk

Ende 2016 gab es 999 268 Handwerksbetriebe in Deutschland, darunter in diesen Bereichen:



Quelle: Zentralverband des Deutschen Handwerks

© Globus 11669

ten gearbeitet und in Unternehmen Produkte für die Haarpflege entwickelt.

Gehen Sie selbst auch mit der neusten Frisurenmode?

Grundsätzlich gibt es keine Frisurenmode mehr – also dass etwas als modisch gilt und alle es dann genauso tragen. Das ist schon seit drei oder vier Jahren so. Man sagt nicht mehr: „Dieses Jahr sind rote Haare in Mode“ und alle haben dann rote Haare. Wenn überhaupt, dann ist momentan ein natürliches Aussehen populär. Man darf sich die Haare färben, doch die große Kunst ist jetzt, dass man nicht sieht, dass sie gefärbt sind. Sie sollen natürlich schön aussehen.

DIE RÜCKKEHR DER BARBIERE

Seit einigen Jahren liegen Bärte voll im Trend. Und modische Bärte wollen gepflegt sein. Von einem Fachmann. Immer mehr Herrenfriseure bieten deshalb wieder Bartpflege sowie die klassische Nassrasur mit Rasierseife und Rasiermesser an. Und immer mehr deutsche Männer verzichten regelmäßig auf den Rasierapparat, legen sich in die bequemen Stühle der Barbieri und lassen sich verwöhnen. Doch in den sogenannten Barber Shops geht es nicht nur um Bartpflege. Sie sind gleichzeitig Wohlfühlorte für Männer, wo sie unter sich sind, sich entspannen und verwöhnen lassen – ganz ohne Frauen.



BEI ZAHNSCHMERZEN ZUM FRISEUR

Die ersten Friseur*innen gab es vor rund 5.000 Jahren im alten Ägypten. Dort galt das Haar als schönster Schmuck von Frauen und auch von Männern. Es gab viele modische Frisuren, von einfach bis kompliziert, mit eigenen und auch mit falschen Haaren. Auch das Färben von Haaren und Perücken, also von falschen Haaren, war damals schon populär. Vor rund 800 Jahren entwickelte sich der Beruf des Friseurs auch auf deutschem Gebiet. Damals war die Bezeichnung allerdings Bader oder Barbier. Er kümmerte sich nicht nur um Frisuren und Bärte, sondern auch um Zahnschmerzen, Verletzungen, Wunden, Knochenbrüche und andere gesundheitliche Probleme. Wer sich früher einen Zahn ziehen lassen musste, ging also zum Friseur – das war sogar vor rund 100 Jahren noch so. Erst danach verteilten sich die Aufgaben langsam auf verschiedene Berufe. Lange Zeit konnten Männer sich beim Friseur noch rasieren lassen. Mittlerweile sind die meisten Friseur*innen nur noch für das Kopfhair zuständig und außerdem das, was sie schon im alten Ägypten waren: modische Berater.



Anzahl der Personen	circa 236.300
Anzahl der Friseursalons	circa 80.600
Welche Betriebe bilden aus?	Friseursalons
Männer/Frauen in dem Beruf	Das Friseurhandwerk ist eine Frauendomäne. Nur rund zehn Prozent sind Männer.
Ausbildungsweg	drei Jahre; im zweiten Jahr spezialisiert man sich, zum Beispiel auf Theater und Film oder auf Kosmetik und Haareratz
Wo arbeiten Friseur*innen nach der Ausbildung?	Friseursalons, bei Film- und Theaterproduktionen, in Wellnessabteilungen von Hotels

BOOTSBAUER*IN



„ALS BOOTSBAUER KANN MAN SICH HANDWERKLICH VERWIRKLICHEN“

Finian ist 19 Jahre alt und macht seit einem Jahr eine Ausbildung zum Bootsbauer bei Tamsen Maritim in Rostock. Die Werft baut vor allem schnelle, luxuriöse Segelboote.

Warum hast du dich für eine Ausbildung zum Bootsbauer entschieden?

Ich wollte nach Rostock, weil meine Schwester hier wohnt. Außerdem wollte ich eine Ausbildung im Handwerk machen. Und als Bootsbauer kann man sich handwerklich so richtig verwirklichen, weil man mit vielen unterschiedlichen Werkstoffen arbeitet.



Mochtest du Boote schon immer?

Ein bisschen. Mein Vater hatte ein Segelboot. Damit haben wir oft Urlaub gemacht, sind auf Seen gesegelt, auf der Ostsee oder bis nach Dänemark. Durch die Ausbildung bin ich jetzt aber richtig begeistert von Booten.

Wie oft bist du an der Berufsschule und wann im Betrieb?

Ich bin dreimal im Jahr je einen Monat lang an der Berufsschule in Travemünde. Da die Schule 130 Kilometer von Rostock entfernt ist, wohne ich in dieser Zeit im Internat. Den Rest des Jahres bin ich im Betrieb. Im ersten Ausbildungsjahr sind wir Auszubildenden in der Werkstatt und lernen die Grundlagen. Im zweiten und dritten Lehrjahr sind wir in der Produktion und arbeiten an den Booten mit.

Was magst du besonders an der Ausbildung zum Bootsbauer?

Dass wir verschiedene Werkstoffe kennenlernen und so die Möglichkeit haben, nach der Ausbildung in vielen Berufen zu arbeiten. Ich könnte später zum Beispiel auch eine Stelle im Flugzeugbau finden. Außerdem arbeite ich auch sehr gern mit Holz. Ich finde Holzboote sehr schön.

Wo möchtest du später arbeiten?

Das weiß ich noch nicht. Ich schaue in den nächsten drei Jahren mal. Es hängt natürlich auch davon ab, ob ich übernommen werde. Als Bootsbauer*in findet man ziemlich leicht Arbeit. Leider ist der Verdienst nicht so gut.



Personen in dem Beruf	circa 3.100
Anzahl der Boots- und Schiffbauunternehmen	circa 370
Welche Betriebe bilden aus?	Bootsbauunternehmen oder kleine Werften, nicht nur in Meeresnähe, sondern auch an Binnengewässern
Männer/Frauen in dem Beruf	eine deutliche Männerdomäne, zum Beispiel waren in Ostmecklenburg-Vorpommern unter 40 Auszubildenden im Jahr 2019 nur vier Mädchen
Ausbildungsweg	3,5 Jahre
Wo arbeiten Bootsbauer*innen nach der Ausbildung?	Unternehmen, die Boote, Yachten und kleine Schiffe bauen, reparieren, warten oder umbauen; Bootsverkauf oder Bootsverleih; Windgenerator- oder Flugzeugbau

DAS HANDWERKLICHE MULTITALENT

Er ist vielleicht einer der vielseitigsten Handwerksberufe überhaupt. Denn: Bootsbauer*innen machen alles selbst. Sie arbeiten nicht nur mit unterschiedlichen Materialien wie Holz, Metall oder Kunststoffen, um den Bootskörper zu fertigen, sondern kümmern sich auch um den Innenausbau der Boote. Das bedeutet: Sie bauen auch die Maschinen und Antriebsanlagen ein, verlegen Rohre und Leitungen und installieren die hochmoderne Technik für Radar und elektronische Karten.



Bootsbauer*in ist einer der ältesten Handwerksberufe überhaupt. Noch bevor der Mensch das Rad erfand, fuhr er bereits zum Jagen und Fischen aufs Meer. Die ersten Bootsbauer*innen lebten vermutlich vor mehr als 12.000 Jahren. Sie hielten große Baumstämme aus und hatten so ein Transportfahrzeug auf dem Wasser. Diese ältesten Boote nennt man „Einbaum-Boote“. Aus ihnen entwickelten sich alle anderen Bootstypen bis hin zu riesigen Schiffen. Lange haben Bootsbauer*innen vor allem mit Holz gearbeitet. Mittlerweile verwenden sie meistens Kunststoffe, da diese viel leichter sind.

NATUR IM BOOT

Gegen den Trend, Boote immer öfter aus Kunststoffen zu bauen, geht ein Bootsbauer in Bremen an. Dort bringt Friedrich Deimann in seiner Firma Green Boats edles Design und natürliche Rohstoffe in Einklang. Er baut hochwertige Segelboote, Kajaks und leichte Motorboote, die zu 80 Prozent aus nachwachsenden Rohstoffen bestehen. Statt Glasfaser verwendet er als Grundlage seiner Boote die nachwachsende Flachsfaser und dazu fast immer Kork, der aus der europäischen Korkeiche gewonnen und zu stabilen Platten gepresst wird. Anstelle von Harzen, die auf Erdöl basieren, kommen bei Green Boats Harze auf Basis von Pflanzenöl zum Einsatz. Die leichten, nachhaltigen Boote weisen letzten Endes sogar eine bessere Ökobilanz auf als Boote aus zertifiziertem Holz. Bootsbauermeister Deimann findet Holz ohnehin nicht mehr zeitgemäß, da es viel schwerer als Kork und sehr pflegeintensiv ist.



ZIMMERERER/ZIMMERIN



ARBEITEN MIT HAMMER UND COMPUTER

Auf einer Baustelle ist der Zimmerer oder auch die Zimmerin eine Fachkraft für Holz. Dächer, Decken, Böden, Treppen, Fußböden: Was immer in einem Haus aus Holz ist, wird von Zimmerleuten (so die Mehrzahl von Zimmerern/Zimmerinnen) gebaut. Und manchmal sogar komplet-



te Häuser. Holz beim Bau von Gebäuden zu verwenden, hat eine sehr lange Tradition. Und dies gilt auch für das Handwerk der Zimmerer/Zimmerinnen. Auf deutschem Gebiet wurde der Beruf bedeutend, als im Mittelalter die Städte gebaut wurden. Aus dieser großen Zeit des Zimmererhandwerks stammen beeindruckende Fachwerkbauten in vielen deutschen Städten, wie zum Beispiel das Rathaus in Wernigerode, das ungefähr im Jahr 1200 erbaut wurde.

Heutzutage arbeiten Zimmerleute viel an Maschinen, da sie oft große Holzteile zuschneiden müssen. Aber auch Computer sind bei der Arbeit wichtig, um technische Zeichnungen herzustellen und sehr genau zuschneiden zu können. Zimmerer/Zimmerin ist einer der wenigen Handwerksberufe, in dem heute noch sehr viel Wert auf Tradition gelegt wird, insbesondere auf die Wanderjahre, die sogenannte Walz. Die Wörter „Zimmerer“ oder „Zimmerleute“ haben übrigens nichts mit dem Zimmer in der Bedeutung von Raum zu tun. Der Name stammt aus dem mittelhochdeutschen Wort „zimber“, das Bauholz bedeutete.

WANDERJAHRE

In vielen Handwerksberufen, besonders in denen des Bauhandwerks, war es Jahrhunderte lang üblich, dass junge Handwerker nach dem Ende ihrer Ausbildung als Gesellen auf Wanderschaft gingen. Das bedeutet: Die jungen Handwerker zogen zwei oder drei Jahre lang von Stadt zu Stadt und arbeiteten in verschiedenen Betrieben. Diese Wanderjahre waren lange Zeit Pflicht, um später die Meisterprüfung abzulegen. Einen Meistertitel brauchen Handwerker bis heute, wenn sie einen eigenen Betrieb gründen und Lehrlinge ausbilden möchten. Die Gesellen sollten durch die Wanderschaft neue Arbeitsmethoden, fremde Orte, Regionen und Länder kennenlernen und anderenorts Erfahrungen sammeln. Seit jeher waren sie an ihrer einheitlichen Wanderkleidung zu erkennen, die für jede Berufsgruppe anders war. Zimmerleute tragen auf Wanderschaft eine schwarze Hose, eine schwarze Weste, darunter ein weißes Hemd und auf dem Kopf einen schwarzen Hut. Auch heute sieht man sie manchmal in deutschen Städten. Zimmerleute gehen immer noch auf Wanderschaft und sind an ihrer traditionellen Kleidung leicht zu erkennen.

Personen in dem Beruf	ca. 88.000
Anzahl der Zimmererbetriebe	ca. 13.900
Welche Betriebe bilden aus?	Zimmereibetriebe, Bauunternehmen
Männer/Frauen in dem Beruf	vor allem Männer, nur sehr wenige Frauen
Ausbildungsweg	drei Jahre
Wo arbeiten Zimmerer/Zimmerinnen nach der Ausbildung?	Zimmereibetriebe, Bauunternehmen

„ICH BIN DIE EINZIGE, DIE EIN HANDWERK LERNEN WOLLTE.“

Frauen im Zimmerhandwerk sind eher selten. Die 18-jährige Lea Hollstein hat sich trotzdem dafür entschieden. Sie macht in Kassel eine Ausbildung als Zimmerin und ist jetzt im zweiten Lehrjahr.

Warum wollten Sie Zimmerin werden?

Mein Vater hat eine Zimmerei und ich war schon als Kind oft in seiner Werkstatt. Ich bin sozusagen damit aufgewachsen. In der neunten Klasse habe ich dann mein Schulpraktikum in einer Zimmerei gemacht. Ich wollte wissen, ob der Beruf etwas für mich ist. Danach wusste ich: Ja, das möchte ich lernen. Jetzt mache ich meine Ausbildung in dieser Firma.

Ist es immer noch ungewöhnlich, dass ein Mädchen eine Ausbildung zur Zimmerin macht?

Ja. In meiner Klasse an der Berufsschule sind drei Frauen und 40 Männer. Von meinen Freundinnen bin ich die einzige, die ein Handwerk lernen wollte. Die meisten machen Abitur. Aber ich wollte nicht noch mal zwei oder drei Jahre zur Schule gehen. Zwar muss ich auch zur Berufsschule, aber die ist einfacher und man hat weniger Unterricht als auf dem Gymnasium. Die meiste Zeit bin ich im Betrieb.

Was mögen Sie an Ihrem Beruf?

Ich arbeite sehr gern mit Holz. Und ich finde es toll, dass

ich auf der Baustelle am Ende des Tages sehen kann, was ich geschafft habe. In meiner Firma machen wir Dächer neu oder bauen Dachstühle, also die Konstruktionen aus Holz, die die Dächer tragen.

Was muss man in dem Beruf gut können?

Man muss räumlich denken können und darf nicht schnell aufgeben. Außerdem braucht man ein Interesse für Mathematik und für das Zeichnen von Plänen.

Was möchten Sie nach der Ausbildung machen?

Ich möchte bei meinem Vater in der Firma arbeiten oder noch ein Jahr ins Ausland gehen, nach Kanada, Schweden oder Norwegen. Wir waren im letzten Jahr mit der Schule auf einem Austausch in Schweden. Dort arbeiten sie ganz anders. Das war sehr interessant. Ich möchte gern neue Arbeitstechniken lernen. Der Holzbau ist in den verschiedenen Ländern ja ganz unterschiedlich.

Würden Sie gern heute noch auf die „Walz“, also auf Wanderschaft gehen?

Nein, das ist nichts für mich. Ich gehe lieber mit einer Organisation ins Ausland. Für die Walz gibt es zu viele Vorschriften: Man muss sich die Arbeit selbst suchen, darf zwischendurch nicht nach Hause fahren und nur bestimmte Verkehrsmittel benutzen. Ich kenne nicht viele Leute, die das machen möchten. Aus meiner Klasse will das zum Beispiel niemand. Ich glaube, es ist einfach nicht mehr so verbreitet.



MODIST*IN



Personen in dem Beruf	circa 300
Anzahl der Hutwerkstätten	circa 225
Welche Betriebe bilden aus?	Hutwerkstätten, Theater, Opernhäuser und Unternehmen, die industriell Hüte herstellen
Männer/Frauen in dem Beruf	vor allem Frauen, nur sehr wenige Männer
Ausbildungsweg	drei Jahre
Wo arbeiten Modist*innen nach der Ausbildung?	Hutwerkstätten, Theater, Opernhäuser und Unternehmen, die industriell Hüte herstellen

„SCHÖNER HUT. WOHER HABEN SIE DENN DEN?“

Katrin Eisenblätter ist seit ihrem 18. Lebensjahr Modistin. Seit 20 Jahren führt sie mit einer Partnerin ein Hutgeschäft in München. Dort stellt sie alle Hüte in Handarbeit selbst her.

Frau Eisenblätter, für welche Gelegenheiten kaufen die Leute in Ihrem Geschäft Hüte?

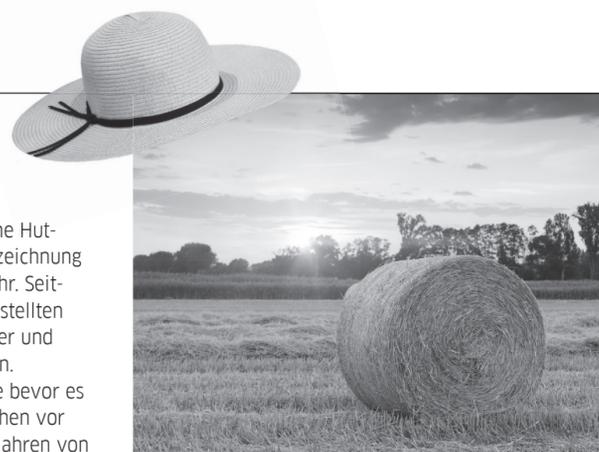
Eigentlich für alle: für den Sommer, für den Winter, für Regen und Schnee. Besonders viele Hüte verkaufen wir aber für Hochzeiten und Pferderennen. Und auch Sonnenhüte sind sehr populär: für den Urlaub, aber auch für die Stadt. Sonnenhüte sind in den letzten Jahren ein sehr großes Thema geworden. Wir haben übrigens nicht nur Hüte für Frauen, sondern auch für Männer. Ungefähr ein Drittel unserer Kunden sind Männer. Und es werden immer mehr.

Wie lange arbeiten Sie an einem Hut?

Das ist sehr unterschiedlich. Je nach Material und Arbeitsaufwand sind es zwei bis zehn Stunden. Wir fertigen die Hüte ja auf Maß. Das heißt, wir messen den Kopf und achten auch auf die spezielle Kopfform der Kundin oder des Kunden, sodass der Hut perfekt passt. Wir machen alles selbst und gehen sehr viel auf Kundenwünsche ein.

SCHÖNES FÜR DEN KOPF

Ein Modist/eine Modistin ist ein Hutmacher/eine Hutmacherin. Doch seit 2004 gibt es die Berufsbezeichnung Hutmacher*in offiziell in Deutschland nicht mehr. Seitdem werden sie Modist*innen genannt. Früher stellten Hutmacher*innen vor allem Hüte für Männer her und Modist*innen Hüte und Kopfschmuck für Frauen. Kopfschmuck trugen die Menschen schon lange bevor es Hüte gab. Die ersten Hüte schützten die Menschen vor Sonne und Regen. Sie wurden vor rund 2.500 Jahren von Handwerkern im alten Griechenland getragen. Auf deutschem Gebiet trugen die Menschen zum ersten Mal vor rund 1.000 Jahren Hüte, die sie aus Stroh herstellten. Rund 200 Jahre später gab es bereits verschiedene Hutformen und der Beruf des Hutmachers/der Hutmacherin entwickelte sich. Lange war er sehr bedeutend, denn jede Zeit hatte ihre eigene Hutmode, die sich immer wieder änderte – für Männer und auch für Frauen. Ein Hut gehörte zu einer gut angezogenen Person. Erst mit der Jugendbewegung Ende der 1960er Jahre, den sogenannten 68ern, ging in Europa der Trend weg von Hüten und hin zu modischen Frisuren. Jetzt war es die Haarmode, über die man seinen persönlichen Stil zeigte. Damen- und



Herrenhüte galten als langweilig und altmodisch. Sie waren ein Symbol für alte Traditionen. Heute tragen die meisten Deutschen nur noch etwas auf dem Kopf, um sich gegen Kälte, Regen oder vor der Sonne zu schützen. Allerdings: Zu besonderen Gelegenheiten, wie zum Beispiel Hochzeiten, werden wieder vermehrt Hüte getragen. Das Handwerk der Modist*innen ist eng mit Mode verbunden. Modist*innen arbeiten mit vielen unterschiedlichen Materialien. Sie nähen und gestalten Hüte mit viel Fantasie. Momentan machen nur rund 40 Jugendliche in ganz Deutschland eine Ausbildung in diesem Beruf.



auch oft eine Kappe. Es gibt ja mittlerweile schöne Kappen für Frauen. Manchmal werde ich auf der Straße auf meinen Hut angesprochen. „Schöner Hut. Woher haben Sie denn den?“ Dann sage ich: „Ich bin Hutmacherin, kommen Sie doch mal vorbei.“ So habe ich schon einige neue Kundinnen gewonnen.



Damenhüte

Die wichtigsten Hutformen

Glockenhut (Cloche)

- Krempe nach unten
- in den 1920er Jahren entstanden



Bolero (Breton)

- Krempe durchgehend nach oben gewölbt



Matelot („Kreissäge“)

- gerade Krempe
- gerade Kopfform



Pillbox

- gerade Kappe
- wird auf dem Hinterkopf getragen

Fascinator

- nicht kopfbedeckend
- wird mit Haarnadel, Kamm oder Reif befestigt



KERAMIKER*IN



„DAS TOLLE AM TÖPFERN IST, DASS ICH SCHNELL DEN ERFOLG SEHE.“



kann immer besser werden. Ich kann mein Auge üben und eine immer bessere Wahrnehmung für den Ton und für die Drehgeschwindigkeit der Töpferscheibe entwickeln. Wenn ich eine ganze Serie von einem Gegenstand drehe, dann merke ich, wie mein Werk von Mal zu Mal besser wird.

Sie stellen keine Einzelstücke her, sondern produzieren in Masse?

Genau. Ich bin Handwerkerin, keine Künstlerin. Ich muss eine große Menge herstellen, um genug zu verkaufen. Denn davon muss ich leben können. Pro Jahr verbrauche ich ungefähr 6.000 Kilogramm Ton.

Was drehen Sie am liebsten?

Ich mag die schwierigen Sachen, wie zum Beispiel eine Ölflasche oder eine Vogeltränke, wo ich den Anspruch habe, es wirklich gut zu machen. Ich drehe auch gerne



Krüge, die nur ich genau so mache. Denn in jeden Topf gibt man als Keramikerin ein Stück Seele hinein, das erkennt man dann auch. Ich bin zum Beispiel ein eher strukturierter Typ und das sieht man auch an meinem Ton. Ich mag da vor allem die klaren Linien.

Was ist für Sie eine Herausforderung an Ihrem Beruf?

Es ist manchmal schwer, die Vermarktung und die Produktion gleichzeitig hinzubekommen. Ich muss immer neue Verkaufswege und neue Märkte finden, auf denen ich meine Tonwaren verkaufen kann. Und ich muss damit leben können, dass jedes Jahr anders verläuft, dass ich also schlecht planen kann. Und Chefin bin ich auch noch. Es ist nicht immer leicht, alles unter einen Hut zu bringen. Aber man muss es schaffen.

Personen in dem Beruf	rund 1.400
Anzahl der Keramikunternehmen	ungefähr 400 (mit fest angestellten Mitarbeiter*innen)
Welche Betriebe bilden aus?	Keramikmanufakturen
Männer/Frauen in dem Beruf	ungefähr zwei Drittel Frauen und ein Drittel Männer
Ausbildungsweg	drei Jahre; es gibt drei Fachrichtungen, auf die man sich im dritten Lehrjahr spezialisiert: Scheibentöpferei, Baukeramik, Keramikmalen
Wo arbeiten Keramiker*innen nach der Ausbildung?	Keramikmanufakturen, Keramikindustrie, Fliesenindustrie, Restaurierung, Dachziegelindustrie. Möglich ist auch ein anschließendes künstlerisches Studium.

SCHÜSSELN ODER FIGUREN FORMEN

Das Keramikhandwerk gilt als eines der ältesten der Welt. Fast 30.000 Jahre alt sind einige Keramikfiguren, die Wissenschaftler bisher entdeckt haben. Keramiker*innen arbeiten mit Ton, einem natürlichen Material aus der Erde. Früher, als die Keramiker*innen die ersten Figuren und Töpfe herstellten, benutzten sie nur ihre Hände, um den Ton in eine bestimmte Form zu bringen. Sie formten das Material und brannten es anschließend in einem Ofen, damit der Ton fest wurde.

Vor gut 5.000 Jahren kam eine wichtige Erfindung hinzu: die Töpferscheibe. Diese Scheibe dreht sich, während auf ihr der nasse Ton bearbeitet wird. Keramiker*innen arbeiten heute noch genauso wie damals: Entweder formen sie den Ton nur mit den Händen oder mithilfe einer Drehscheibe. Keramiker*innen formen zum Beispiel Schüsseln, Teller, Tassen oder kleine Figuren. Nur wenn Keramik in großen Industriebetrieben hergestellt wird, werden weitere Maschinen eingesetzt. Ton wird sehr hart und geht auch bei großer Hitze nicht kaputt. Das ist sein Erfolgsrezept. Dadurch kann er für die unterschiedlichsten Zwecke benutzt werden – zum Beispiel für Fliesen im Bad oder als Kacheln an Öfen und für die Herstellung von Geschirr.

Anne Schattka-Steinbruch töpft schon ihr halbes Leben lang. Sie war 17 Jahre alt, als sie die Schule verließ, um eine Ausbildung zur Keramikerin zu beginnen. Nun ist sie 39 und betreibt auf einem Dorf in Brandenburg ihre eigene Keramikwerkstatt.

Wann haben Sie das erste Mal getöpft?

Daran kann ich mich gut erinnern. Ich war 13 Jahre alt und habe ein Praktikum in einer Werkstatt gemacht, in der Menschen mit Behinderung arbeiteten. Damals habe ich kleine Fische aus Ton hergestellt. Später, als ich meine Ausbildung anfang, war mein erstes Werk eine Schüssel, aus der ich noch jahrelang mein Müsli gegessen habe. Eines Tages ist sie leider heruntergefallen.

Wann war Ihnen klar, dass Sie Keramikerin werden wollten?

Ich wusste das schon sehr früh. Seit ich mein erstes Werk getöpft hatte, war mir klar: Davon komme ich nicht mehr weg. In der elften Klasse habe ich die Schule verlassen. Ich wollte kein Abitur machen, sondern eine Ausbildung zur Keramikerin. Wenige Jahre nach meiner Ausbildung habe ich mich dann selbstständig gemacht. Das ist jetzt knapp 15 Jahre her. Zu meinem Betrieb gehören mittlerweile eine Angestellte und ein Lehrling.

Was mögen Sie an Ihrer Arbeit?

Das Tolle am Töpferei ist, dass ich schnell den Erfolg sehe. Ich mache etwas und sehe es dann sofort vor mir. Und ich



GEIGENBAUER*IN



Anzahl der Personen	630 (Schätzwert)
Anzahl der Geigenbauwerkstätten	623
Welche Betriebe bilden aus?	Geigenbauwerkstätten, Musikinstrumentenbauschule Mittenwald, Berufsfachschule Instrumentenbau Klingenthal
Männer/Frauen in dem Beruf	nur wenige Frauen, ungefähr 20 Prozent
Ausbildungsweg	3 bis 3,5 Jahre
Wo arbeiten Geigenbauer*innen nach der Ausbildung?	Geigenbauwerkstätten, Musikinstrumentenbaufirmen, Musikalienhandel

DAS HOLZ ZUM KLINGEN BRINGEN

Geigenbauer*innen sind immer auf der Suche nach dem perfekten Ton. Dafür müssen sie das Holz ihres Instruments zum Schwingen bringen. Viele Tage und Wochen brauchten sie, um ein Instrument herzustellen. Alles in Handarbeit und mit viel Geduld. Geigenbauer*innen benutzen Holz aus Ländern südlich der Alpen, etwa aus Serbien, Kroatien, Bosnien oder Rumänien. Das Holz dort gilt als das beste. Geigenbauer*innen arbeiten heute noch fast genauso wie früher. Denn der Geigenbau ist ein traditionelles Handwerk. Seit die Geige vor rund 500 Jahren erfunden wurde, hat sich ihre Gestalt fast nicht mehr verändert. Die Geigen von damals gelten als klanglich ausgezeichnet. Die Stars unter den Geigen wurden im 17. Jahrhundert im italienischen Cremona hergestellt, wo die berühmten Geigenbauer Stradivari, Guarneri und Amati ihre Werkstätten hatten. Viele Musikerinnen und Musiker träumen auch heute noch davon, einmal auf einem dieser alten Instrumente zu spielen. Doch: Diese Geigen können sich nur wenige leisten. Deshalb spielen Musiker*innen oft auf neuen Instrumenten. In Deutschland haben Geigenbauer*innen eine besonders große Kundschaft, weil es sehr viele klassische Orchester gibt.

„ICH HABE KUNDEN AUF DER GANZEN WELT.“

Als Kind kam Christopher Ebersberger oft in die Geigenbau-Werkstatt seines Großvaters und schaute ihm bei der Arbeit zu. Mit 16 Jahren wusste er, dass auch er diesen Beruf lernen möchte. Mittlerweile ist er 32 Jahre alt, hat einen Meister im Geigenbau gemacht und eine eigene Werkstatt im bayrischen Möhrendorf eröffnet. Seine Kunden kommen aus der ganzen Welt zu ihm.

Herr Ebersberger, schon Ihr Großvater und Ihr Vater waren Geigenbauer. Wieso haben Sie sich dafür entschieden, die Familientradition fortzusetzen?

Ich wollte auch etwas mit meinen eigenen Händen machen, weil ich damit viel individueller arbeiten kann, als wenn ich mit Maschinen arbeiten müsste. Und ich mag es, dass am Ende etwas entsteht, das gut klingt und die Menschen verzaubert.

Arbeiten Sie heute genauso wie Ihr Großvater?

Bei meinem Opa und meinem Vater war die Arbeit anders. Sie haben beide nur Teilschritte erledigt, also bestimmte Teile vom Holz bearbeitet. Damals machte man es so, weil auf diese Weise schneller viele Geigen hergestellt werden

konnten. Mein Großvater war gelernter Schreiner und hatte irgendwann begonnen, sich für den Geigenbau zu interessieren. Ich mache heute alles selbst. Dadurch kann ich eine höhere Qualität erreichen und den ganzen Bau der Geige kontrollieren.

Wie schaffen Sie es, eine Geige mit dem perfekten Ton zu bauen?

Den einen perfekten Ton gibt es nicht, denn die Geschmäcker sind ja verschieden. Der eine will zum Beispiel einen hellen Ton, der andere einen dunklen. Ich achte bei meinen Geigen immer darauf, dass sie eine leichte Ansprache haben. Das bedeutet, dass das Instrument schnell reagiert und der Geiger den Bogen nicht zu sehr auf die Saiten drücken muss. So etwas kann ich beim Bauen beeinflussen.

Viele Geigenbauer*innen verdienen ihr Geld mit Geigenreparatur und -verleih. Sie bauen aber fast ausschließlich neue Instrumente. Wer sind Ihre Kunden?

Ich habe Kunden auf der ganzen Welt: in Japan, China, Österreich, Holland und Deutschland. Es sind Händler dabei, Berufsmusiker und Musikstudenten. In China habe



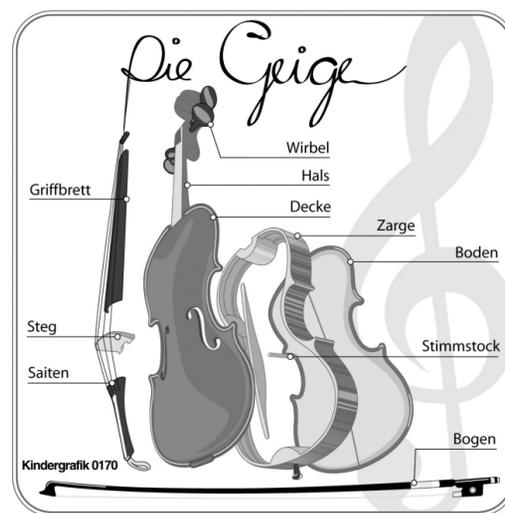
ich einen Geigenlehrer, der für seine Schüler bei mir Instrumente bestellt. Er kommt dann persönlich in meine Werkstatt, um mit mir über die neuen Geigen zu sprechen, die er haben möchte.

Sie haben Ihre Werkstatt vor gut zehn Jahren eröffnet. Hat es Ihnen geholfen, dass Ihre Familie schon im Geigenbau gearbeitet hat?

Ich habe damals praktisch bei null angefangen. Alle Kunden, die ich jetzt habe, habe ich selbst gefunden. Ich bin auf Messen gegangen und habe ausgestellt, das gehört für mich zu meiner Arbeit als Geigenbauer dazu. Ich kümmere mich auch um den Einkauf, führe Gespräche mit den Kunden und Händlern und mache den Verkauf.

Spielen Sie eigentlich selbst auch Geige?

Ich kann ein paar Töne spielen, aber leider bin ich nicht damit aufgewachsen, ein Instrument zu spielen. Es hilft sicher bei der Arbeit, wenn man das kann, aber es muss nicht sein.



Trotz der Liebe zur Tradition probieren auch Geigenbauer*innen Neues: Seit einigen Jahren werden industriell auch Geigen aus Kunststoff hergestellt und elektrische Geigen, mit denen beispielsweise der weltberühmte Geiger David Garrett Konzerte spielt. Solche Auftritte sind aber eine Ausnahme, denn nach wie vor ist die klassische Geige im Konzertbetrieb am wichtigsten.

DER HIMMEL HÄNGT VOLLER GEIGEN.
DIE ERSTE GEIGE SPIELLEN.
JEMANDEM DIE MEINUNG GEIGEN.
ZART BESAITET SEIN.

BERÜHMTE GEIGEN

Manche Geigen sind nicht nur sehr wertvoll, sie haben sogar einen eigenen Namen.

Die „Lady Blunt“-Stradivari: Rund 11 Millionen Euro bezahlte jemand im Jahr 2011 für die Stradivari-Geige „Lady Blunt“. Dieses Instrument wurde 1721 von dem italienischen Geigenbauer Stradivari gebaut. Die Geige bekam ihren Namen von Anne Blunt. Sie war die Erste, die auf dieser Geige spielte. Das Besondere an dieser Geige: Trotz ihres Alters ist sie in einem ausgezeichneten Zustand.

Die „ex-Carrodus“ von Giuseppe Guarneri del Gesù: Für gut 5 Millionen Euro wechselte sie zuletzt ihren Besitzer. Es wird vermutet, dass früher der berühmte Geiger Niccolò Paganini auf ihr spielte. Sie wurde 1741 gebaut und nach dem englischen Violinisten John Carrodus benannt, dem sie viele Jahre gehörte.



BUCHBINDER*IN



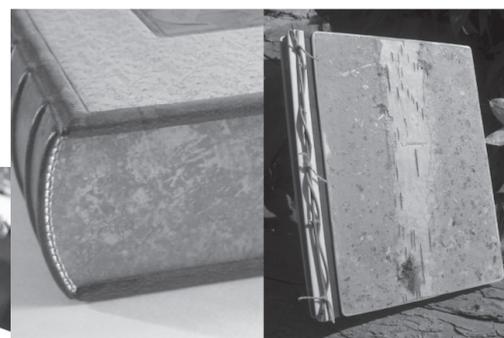
VOM ELITEN- ZUM NISCHENBERUF

Anfangs wurden geschriebene Texte in Rollen aufgehoben. Die Idee, die beschriebenen Seiten mit einem Faden zusammenzubinden (siehe Foto), entstand vor rund 1.700 Jahren. Das waren die ersten Bücher. Doch erst einige Jahrhunderte später begannen Mönche in den Klöstern Europas, viele Bücher zu produzieren: Sie schrieben und kopierten Bücher und experimentierten mit Buchumschlägen aus Holz und Leder. Vor rund 700 Jahren begannen sie, anstelle von Pergament, das aus Tierhaut hergestellt wurde, Papier zu verwenden. Dadurch wurden die Bücher sehr viel günstiger und verbreiteten sich weiter. Doch erst als eine Seite viele Male gedruckt werden konnte, wurde eine sehr große Zahl von Büchern produziert. Wenige Zeit später gab es Buchbinder*innen in fast allen größeren Universitäts- und Handelsstädten.

Sehr populär waren damals sogenannte Beutelbücher. Sie waren ungefähr so groß wie Taschenbücher und in einen verlängerten Lederbeutel eingebunden. Das Buch



konnte so gut in der Hand getragen werden. Angehörige der Kirche trugen ihre religiösen Texte mit sich und auch Kaufleute zeigten sich gern mit Büchern. Denn: Bücher waren damals ein Zeichen für Wohlstand und Bildung. Viele Jahrhunderte lang wurden Bücher per Hand gebunden. Erst im 19. Jahrhundert übernahmen Maschinen diese Arbeit. Mittlerweile ist Buchbinder*in ein Nischenberuf. Es gibt nur noch sehr wenige in Deutschland. Sie reparieren vor allem alte Bücher, binden Diplom- und andere Abschlussarbeiten oder stellen hochwertige Einzel Exemplare her.



Anzahl der Personen	2.439
Anzahl der Buchbindebetriebe	468
Welche Betriebe bilden aus?	kleine Buchbindewerkstätten, Druckereien; Ausbildungsplätze sind selten
Männer/Frauen in dem Beruf	ausgeglichen
Ausbildungsweg	drei Jahre; im dritten Ausbildungsjahr entscheidet man sich für eine von drei Fachrichtungen: Einzel- und Sonderfertigung (diese Richtung ist die handwerkliche), Buchbindung (Serie) oder Druckweiterverarbeitung (Serie)
Wo arbeiten Buchbinder*innen nach der Ausbildung?	in Bibliotheken oder Restaurierungswerkstätten, in Betrieben der Druckweiterverarbeitung, in Verlagen, in Druckereien

„ICH MUSS ES SCHÖNER MACHEN KÖNNEN ALS DIE MASCHINEN“

Carla Schwegk hat das Handwerk des Buchbindens vor über 30 Jahren gelernt. Sie hat eine kleine Buchbinde- werkstatt in der Nähe von Dresden.

Was für Aufträge führen Sie in Ihrer Werkstatt aus?

Ich repariere manchmal noch Bücher, also normale Bücher, die die Leute vielleicht ein Leben lang hatten und aus verschiedenen Gründen unbedingt behalten wollen. Manchmal mache ich auch exklusive Einzelstücke, sogenannte Künstlerbücher. Die sehen sehr schön aus, sind aber auch sehr teuer. Solche Aufträge übernehme ich nur ein paar Mal im Jahr. Ich möchte lieber Bücher machen, die sich jeder kaufen kann. Die meiste Zeit arbeite ich an meinen eigenen Büchern.

Was heißt: Ihre eigenen Bücher?

Ich stelle Bücher komplett selbst her. Auch den Inhalt. Ich schreibe Gedichte, illustriere selbst, drucke und binde die Bücher per Hand. Ich probiere beim Binden unterschiedliches Material aus und verwende auch Material von Bäumen oder das, was ich so auf der Wiese finde. Ab und zu stelle ich auch selbst Papier her. Das alles macht meine Bücher besonders. Deshalb ist jedes Buch ein Unikat, das bedeutet, jedes Buch ist anders.

Was muss eine Buchbinderin Ihrer Meinung nach besonders gut können?

Sie muss natürlich gut mit den Händen umgehen können. Ich mache fast alles mit den Händen und brauche auch ständig beide. Ich habe nur eine einzige Maschine in der Werkstatt, mit der ich einen dicken Stapel Papier so schneiden kann, dass am Ende alles gerade ist. Viel wichtiger als die Hände ist aber ein gutes Augenmaß. Man muss erkennen, ob ein Abstand zum Beispiel drei oder fünf Millimeter beträgt. Jedes Mal zu messen, dauert zu lange, das muss man so erkennen. Oder ob die Kanten parallel sind oder links und rechts der Abstand gleich groß ist.

Was ist das schönste Buch, das Sie bisher gemacht haben?

Ich habe mal für einen Künstler ein Buch gebunden, das er mit der Hand geschrieben hatte. Dazu habe ich einen Holzdeckel mit einem Rand aus rotem Leder gemacht. Der Titel des Buches war in den Deckel vertieft eingelassen. Außerdem war der Buchrücken offen. Das Buch war sehr besonders. Es gab dieses ja nur einmal. Ich musste jeden einzelnen von 100 kleinen Arbeitsschritten vorher durchrechnen und mir genau überlegen, ob es so gehen könnte, wie ich es mir dachte. Ich durfte keinen Fehler machen.

Das klingt sehr kreativ und ungewöhnlich.

Ja, das ist meine Nische. Um in meinem Handwerk bestehen zu können, muss ich ungewöhnliche Dinge machen und sie schöner machen können als die Maschinen. Deshalb teste ich immer wieder unterschiedliches Material und denke mir neue Sachen aus. Die Tradition ist dabei immer die Grundlage. Das Buchbinderhandwerk ist eine alte Tradition. Man kann keinen Arbeitsschritt weglassen, sondern nur leicht verändern. Das macht mir großen Spaß.

EIN BUCH BINDEN: bedruckte Seiten verbinden und mit festem Rücken und Deckel ausstatten



HOLZSPIELZEUGMACHER*IN



„UNSER BERUF STIRBT LANGSAM AUS.“

Das Familienunternehmen Werkstatt Gläßer ist 115 Jahre alt. Der 36-jährige Pierre Gläßer hat es vor acht Jahren von seinem Großvater übernommen. Er ist Holzspielzeugmacher in sechster Generation.

Herr Gläßer, was stellen Sie in Ihrem Unternehmen her?

Wir machen kleine Marktszenen und außerdem Weihnachtsdekoration. Unsere Marktszenen bestehen aus Marktständen, Männchen und den Produkten. Wir haben zum Beispiel einen Bäckerstand, einen Spielzeugstand, einen Eisstand, einen Gemüsestand und vieles mehr. Die Figuren wurden vor langer Zeit entwickelt, über Generationen hat jeder seine Ideen eingebracht, am meisten mein Großvater.

Sind diese kleinen Marktstände Holzspielzeug?

Nein, nicht mehr. Jetzt ist es Kunsthandwerk. Ursprünglich war es aber Spielzeug. Damit haben die Kinder früher Markt und Einkaufen gespielt. Ich auch noch. Ich habe mir damit meine kleine Welt zusammengebaut. Man könnte auch heute noch damit spielen. Doch wir verkaufen es als Kunsthandwerk und nicht als Spielzeug.

Warum nicht als Spielzeug?

Für Holzspielzeug gibt es viele Vorschriften, man braucht Zertifikate und muss sehr viel beachten. Das ist alles sehr schwierig und teuer. Für einen kleinen Handwerksbetrieb lohnt sich das nicht. Da müsste man große Stückzahlen produzieren. Das können nur große Betriebe machen. Deshalb verkaufen wir es nur zur Dekoration und nicht als Spielzeug.

Und wer kauft Ihre Produkte?

Wir machen das für Sammler. Oft sind es Leute, die als Kinder vor 50 oder 60 Jahren mit den Figuren gespielt haben. Sie wollen sich daran erinnern und sammeln jetzt unsere Marktstände. Wir verkaufen unsere Produkte aber auch übers Internet, sogar bis nach Japan oder Australien. Wir machen ja auch Weihnachtsdekoration, wie zum Beispiel Weihnachtspyramiden.

Welche Entwicklungen gab es in Ihrem Bereich in den letzten Jahren?

Es haben sehr viele Holzspielzeugmacher*innen hier aus der Gegend aufgehört. Unser Beruf stirbt langsam aus.



Wenn der Opa in Rente geht, dann gibt es oft keinen, der den Familienbetrieb weiterführt. Dass es wie bei uns weitergeht, ist eher die Ausnahme. Denn es gibt fast keine jüngeren Holzspielzeugmacher*innen. In Seiffen, wo ich lebe und arbeite, gab es vor 20 Jahren 50 Unternehmen wie unseres. Seitdem nimmt die Zahl stetig ab.

Anzahl der Personen	90 (Schätzwert)
Anzahl der Betriebe für Holzspielzeug	30 (Schätzwert)
Welche Betriebe bilden aus?	Holzkunst- und Holzspielzeugwerkstätten, Drechslerereien
Männer/Frauen in dem Beruf	ungefähr ebenso viele Männer wie Frauen
Ausbildungsweg	drei Jahre; es gibt nur eine einzige Berufsschule in Deutschland für Holzspielzeugmacher*innen: die Holzspielzeugmacher- und Drechslererschule Seiffen
Wo arbeiten Holzspielzeugmacher*innen nach der Ausbildung?	Holzkunst- und Holzspielzeugwerkstätten, Drechslerereien

FREUDE BRINGEN MIT HOLZ

Wer an Spielzeug denkt, sieht in der Regel bunte Dinge aus Plastik vor sich. Obwohl heute das meiste Spielzeug aus Kunststoff ist, sind Spielzeuge für Babys und Kinder unter zwei Jahren zum größten Teil aus Holz. Der Grund: Holz ist ein natürliches Material, das nicht schädlich für die Gesundheit ist – allerdings nur, wenn es mit umweltfreundlichen Ölen und Farben bearbeitet wurde. Außerdem geht Spielzeug aus Holz nicht so leicht kaputt wie das aus Plastik. Deshalb kaufen auch Eltern von älteren Kindern gern Holzspielzeug.

Spielzeug aus Holz herzustellen, geht bis in die Anfangszeit der Menschen zurück. Schon als sie begannen, Steine als Werkzeuge zu benutzen, sollen sie kleine Gegenstände aus Holz gefertigt und den Kindern als Spielzeug gegeben haben. Holzspielzeugmacher*innen sind sehr vielseitig: Sie kennen sich mit unterschiedlichen Holzsorten aus, können das Material mit der Hand bearbeiten, aber auch verschiedene Maschinen bedienen. Oft können sie auch gut malen. Heute stellen die meisten Holzspielzeugmacher*innen in kleinen Handwerksbetrieben allerdings kein Spielzeug her, sondern vor allem dekorative Gegenstände. Ein Zentrum der Holzspielzeugmacher*innen ist das Erzgebirge, wo sich viele kleine Familienunternehmen und die einzige Berufsschule für Holzspielzeugmacher*innen befinden. Viele Ausbildungsplätze bleiben allerdings unbesetzt. Dabei sind die Chancen auf eine feste Stelle nach der Ausbildung in diesem Beruf sehr gut.

Das **ERZGEBIRGE** in Südostdeutschland ist international bekannt für weihnachtliche Holzkunst: Räucherhäuschen, Nussknacker, Weihnachtspyramiden, Lichterbögen. In dieser Region gibt es viele kleine und mittlere Unternehmen, die diese Gegenstände in Handarbeit herstellen. Die meisten Holzspielzeugmacher*innen arbeiten in dieser Branche. Durchschnittlich jedes sechste Produkt erzgebirgischer Holzkunst wird exportiert – vor allem in die USA, nach Japan, in die Schweiz, nach England, Italien und Frankreich.

